

R E D E

des Generalbevollmächtigten der Stiftung Schloss Neuhardenberg,
Bernd Kauffmann

zur Verleihung des
Brandenburgischen Kunstpreises der Märkischen Oderzeitung
in Kooperation mit der **Stiftung Schloss Neuhardenberg**
Schloss Neuhardenberg am 26. Juni 2011

es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
sehr geehrte Frau Grzimek,
sehr verehrte Frau Steinborn,
sehr verehrte Frau Uhl,
sehr geehrter Herr Scheuerecker,
sehr geehrte Wettbewerbsteilnehmerinnen,
sehr geehrte Wettbewerbsteilnehmer,
sehr geehrter Herr Mangelsdorf,
sehr geehrter, lieber Herr Liebers,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

haben Sie Dank, daß Sie zur Verleihung der Brandenburgischen Kunstpreise der *Märkischen Oderzeitung* und der Stiftung sowie zur Verleihung des Preises des Ministerpräsidenten für das Lebenswerk an Sabina Grzimek ins Randbrandenburgisch-Vorpolnische gekommen sind. Seien Sie sehr herzlich willkommen!

Ich hoffe, es ist in Ihrer aller Sinn, wenn ich meine Anmerkungen zunächst zurück- und ihnen einen Dank voranstelle.

Herr Ministerpräsident, Ihnen danke ich vor allem dafür, daß Sie heute hier sind. Ich denke, dies zeigt weit mehr Engagement und Interesse Ihrerseits als es die bloße protokollarische Erfüllung einer präsidientlichen Pflichtübung erfordert. Daß Sie, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, heute nicht nur als Landesvater und als Schirmherr des Kunstpreises hier sind, freut die Stiftung Schloss Neuhardenberg und die *Märkische Oderzeitung* und auch mich ganz persönlich insofern besonders, als Sie heute hier zum vierten Mal »Ihren« Ehrenpreis für ein Lebenswerk an einen Künstler bzw. eine Künstlerin verleihen werden, den Sie ins Leben gerufen haben, der Ihnen zu danken ist und der damit auch Ihren Respekt vor der Kunst deutlich macht.

Sehr verehrte Frau Grzimek, zu diesem Preis gratuliere ich Ihnen – kleist'sch gesprochen – »auf den Knien meines Herzens« mit ebensolchem großen Respekt und tiefer Bewunderung vor Ihrem Leben, Ihrem Werk, Ihrem Eigensinn und Ihrer Eigenständigkeit . Ich schließe dazu meinen Wunsch an,

daß dieses Lebenswerk, für das der Ministerpräsident des Landes Brandenburg Sie heute ehren wird, keineswegs abgeschlossen ist, sondern noch eine umfassende Fortsetzung erfahren darf.

Meine herzlichen Gratulationsadressen gelten aber ebenso den anderen drei Preisträgern des Brandenburgischen Kunstpreises 2011 – Bettina Steinborn, die für ihre Bronze »Tratschende Männer« mit dem Preis für Plastik ausgezeichnet wird, Franziska Uhl, deren dreiteilige Radierung »Daphne« den Preis für Graphik erhält, und Hans Scheuerecker, dessen Acryl-Arbeit »Maskiert« mit dem Preis für Malerei prämiert wird.

Der Dank der Stiftung Schloss Neuhardenberg, die als Gastgeber und Kooperationspartner der *Märkischen Oderzeitung* das Glück hat, mehr als nur Zaungast dieses Brandenburgischen Kunstpreises zu sein –, dieser unser Dank also gilt in allererster Linie Ihnen, den Künstlerinnen und Künstlern, die, an über zweihundert an der Zahl und damit mehr als in allen Vorjahren, Gemälde, Skulpturen und graphische Arbeiten eingereicht und der Jury vorgelegt haben. Seien Sie herzlich bedankt für Ihr Engagement, Ihr Mittun und Ihre Courage. Mein besonderer Dank und mein Respekt gelten dabei natürlich – nochmals gesagt – den drei bzw. vier Preisträgern und ihren Arbeiten. Herr Ministerpräsident Platzeck und Herr Mangelsdorf werden diese im doppelten Sinne ausgezeichneten Werke und deren Schöpfer später noch genauer vorstellen.

Mein zweiter großer Dank gilt der Jury, die, mit Kennerschaft und Wohlwollen ausgestattet, unter dem Vorsitz von Frank Mangelsdorf die eingereichten Arbeiten eingehend betrachtet und diskutiert und schließlich auch bewertet hat. Brigitte Rieger-Jähner, Maria Ossowski, Sibylle Badstübner-Groeger, Gerlinde Förster, Joachim Böttcher, Wolfgang de Bruyn, Peter Liebers, Frank Mangelsdorf, Caroline Gille und ich haben alle Einreichungen begutachtet und nach bestem Wissen und Gewissen die zu prämierenden und die auszustellenden Arbeiten ausgewählt.

Mein großer und besonderer Dank gilt der *Märkischen Oderzeitung*, auf die nicht nur die Initiative dieses Preises zurückgeht, sondern die auch die Ermöglichung und Durchführung in Gang gesetzt und zu einem guten Ende gebracht hat: Lassen Sie mich hier, stellvertretend für manch' andere, Frank Mangelsdorf, den Chefredakteur, und Peter Liebers, seit einem Jahr Emeritus in seinen Funktionen als Leiter des Ressorts »Kultur und Unterhaltung« sowie als Berliner Kulturkorrespondent dieser Zeitung, nennen, und, nicht zu vergessen, Monika Tschirner, die die Wettbewerbskoordination in Händen hatte. Und ebenso danke ich auch John Möller und Ben Jander von BG5, die für den Ausstellungsbau verantwortlich zeichnen.

Ein weiterer Dank geht an Tilmann Benninghaus, der zum wiederholten Mal dem Katalog und dem Plakat ein überzeugendes Gesicht und eine ebenso überzeugende Ästhetik gegeben hat.

Ein allerletztes Dankeswort sei mir noch erlaubt: Es gilt Falk Breitkreuz, der sich mit seinem Saxophon eben schon so wunderbar selbst vorgestellt hat, daß ich

dem keine dürren, unmusikalischen Worte zur Seite stellen möchte. Herr Breitzkreuz, seien Sie herzlich bedankt dafür, daß Sie hier sind!

Bevor ich mir noch einige grundsätzliche Anmerkungen erlaube, möchte ich Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, noch darauf hinweisen, daß wir Sie im Anschluß an diese Eröffnung zu einem kleinen Empfang einladen, damit Sie sich zum einen ein wenig stärken können, bevor Sie unter das Angesicht der Kunst treten – dieser kleine Empfang mag auch dabei behilflich sein, den Beschauern genug »Schauplatz« zu geben, d. h. die strömenden Gäste etwas zu verteilen.

Meine Damen und Herren, zwei Brandenburgische, zwei weit über die Grenzen dieses Landes hinaus hochgeschätzte Künstler – beide vom Ministerpräsidenten mit einem Ehrenpreis für ihr Werk ausgezeichnet – haben diese Welt verlassen: Bernhard Heisig und Werner Stötzer.

Wie nur wenige haben diese beiden, jeder auf seine ganz eigene Art- und Ausdrucksform die Selbstvergewisserung einer Gesellschaft, besser die eines Landes befördert, vertieft und sich an ihr abgearbeitet. Durch beider Werk und Person verliefen die Risse einer wirren Zeit, an die sich zu erinnern und der sich zu stellen, uns Heutigen immer gleichgültiger wird.

Ein Dritter, weder Brandenburger noch Deutscher, dem dieses Deutschland tief verpflichtet ist und der ebenso unlösbar in die Widersprüche seiner Epoche und seines Weltbildes verstrickt war, unter ihnen gelitten hat und an ihnen gewachsen ist, hat ebenfalls diese Welt verlassen: Jorge Semprún, Buchenwald-Häftling, Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels und begnadeter »Dompteur der Sprache«, der spanischen, der französischen und der deutschen.

Die Stiftung und auch ich persönlich sind ihm aufgrund vielen gemeinsamen Tuns fast zum Freund geworden. Neben anderen Gründen haben wir auch wegen seines Todes die für August geplante GULag-Ausstellung in das nächste Jahr verschoben, um stattdessen durch eine Wiederaufnahme neuerlich dem »Gesamtkunstwerk« Udo Lindenberg bis in den November hinein die stetig wachsend-nachgefragte Ehre zu geben.

Meine Damen und Herren, in allen drei Persönlichkeiten – so sehr der Lauf ihrer Leben sich auch im einzelnen voneinander unterscheidet – , in allen Dreien wucherte lebenslang das alte »Francisco de Goya-Dilemma« von »lust- und lastvoller Verwicklung und erschreckter Abkehr« (vgl. Eduard Beaucamp) in den Epochenschnitten ihres Seins. In aller drei Leben und Werk werden Brüche und Blessuren offenbar, die uns – wenn auch in gänzlich anderen Wendungen und Verwerfungen – künftig ins Haus stehen werden.

Für alle drei war jenseits aller Gegenwartsgeneigtheit das »sich erinnern« ein werkimmanenter, fast kategorischer Imperativ: Sei es in Bild, in skulpturalem Tun, sei es in Wort und in Sprache.

Wie aber steht es heutzutage um das »sich erinnern«, wie steht es um das Wort und die Sprache, die das Fundament unserer »Kommunikation« sind? Denn biblisch oder nicht: unser aller Anfang ward das Wort.

Lassen Sie mich Ihnen eine kurze Geschichte erzählen:

»Es war die Zeit, da fragten seine Jünger den Weisen, was er, fiele ihm die unbeschränkte Macht im Reiche zu, als Erstes anordnen würde. Sie dachten dabei an das Heer und an die Landwirtschaft, an Steuern und Finanzen, an Religionsausübung und Gesetzgebung. Er aber sagte, als Erstes würde er die Sprache klären, klären, wie man ein unreines Gewässer klärt, denn wenn die Sprache, fuhr er fort, nicht stimme, dann stimmten die Gedanken nicht. Wo aber die Gedanken nicht stimmten, da stimmten die Gesetze nicht. Wo aber die Gesetze nicht stimmten, da verfielen die Formen des Miteinanders der Menschen und verwandelten sich in Beliebigkeit und Chaos.«

So lehrt es uns also eine alte konfuzianische Legende: Sprache ist die den Menschen definierende, den Menschen bedingende Eigenschaft: Die Sprache ist das Haus des Seins. Die Sprache, das Wort ist die erste Voraussetzung zur Gemeinschaft und zur Gemeinsamkeit, zur Kommunitas und zur Kommunikation, zum Haben und Wirksamwerden einer kulturellen Verfaßtheit. (vgl. Peter Wapnewski)

Wenn auch die kommunikativen Segnungen der weltumspannenden Netze im Heute in nichts bestritten werden sollen, so bleibt doch als unstrittig zu konstatieren, daß das immer noch weiterwuchernde Übermaß an Twittererei und Sinserei, an exhibitionismusgesättigtem Facebookisieren samt der ganzen übereilten E-mailerei zu einer stetig um sich greifenden Sprachschumpfung und -schändung führt, die man bei allen skurrilen Wortkürzungen und – schöpfungen – zwischen klugem Dada und dämlicher Buchstabengrunzerei – durchaus als Kränkung unserer zivilisatorischen Befindlichkeit bezeichnen kann.

Michael Naumann hat einmal diese sprachliche Depravierung als Rückkehr der »Mantageneration« in Wort und Schrift bezeichnet, die bekanntlich nicht nur die Aufhängung ihres Wagens so tief wie möglich heruntergebaut wissen will. Zugegeben, die vollkommene Sprache werden wir zu keiner Zeit erreichen, denn sie ist ständiger Veränderung unterworfen. Anzustreben aber bleibt das konkrete Ideal der Trias »Genauigkeit – Durchsichtigkeit – Form«; Elemente, die einander korrelativ bedingen und entsprechen. Davon aber entfernen wir uns immer mehr.

Vielmehr erleben wir in Unmaßen täglich/stündlich gravierende Verstöße gegen die Sprache, werden eingedeckt mit Phrasen und Plastikwörtern, mit Floskeln verhunzter Alltäglichkeit, mit Statements und Proklamationen von etwa der Art „ich gehe davon aus, daß Handlungsbedarf besteht, um zur Gesundheitsgefährdungsabwehr mit gezielten Maßnahmen den Bürgerinnen und Bürgern die Rahmenbedingungen der Inhalte des Bundesinfektionsschutzgesetzes...« Ich wenigstens kann das nicht mehr hören, ich wenigstens will das nicht mehr hören.

Was dringend Not tut, wäre der systematische Versuch einer Sensibilisierung der Sprechenden gegenüber dem Unheil des sich verquatschenden, des verquatschten Deutsch. Und dabei denke ich besonders an die Überlagerung unserer Sprache durch die andere, die englisch-amerikanische Sprache.

Anders als die Franzosen, die Polen oder die Spanier nehmen wir Deutschen die fremden Formeln und Worte nicht nur hin, sondern öffnen uns widerstandslos und beflissen den neuen Phrasen, obgleich sie allermeist überflüssig und oft falsch genutzt sind, aber sie scheinen Prestige zu versprechen und eine höhere Form von Eingeweiht-Sein. So strömen unsere Landsleute ins »shopping-weekend«, sitzen in »meetings« um sich auf ein Thema zu »focussieren«, das »just in time« auf die »agenda« gesetzt wurde, üben sich im »multitasking«, ziehen sich »power- und ernitydrinks« rein, liegen in »beauty-, wellness- und salutogenese-farms«, strampeln in »body-centern«, betreiben »nordic-walking«, um sich für »single-parties« fit zu machen, die ihnen mit »save the date cards« »announced« werden, damit sie sich »early committen« können. Die Werbung überschlägt sich in diesem plakativen »denglisch« mit sinnentleerten Angeboten, von dem zu Tode gerittenen Worten »event« und »highlight« ganz zu schweigen, die schon dann im »outgesourcten« Agenturwording Verwendung finden, wenn drei »geliftete MIPs oder VIPs« sich zu einem »come together« in einer wie auch immer gearteten »location« zu einer »happy hour« samt anschließendem »candle light dinner« zusammenfinden.

Die Bahn AG, immer noch ein deutsches Unternehmen, lockt »Schüler, Teens und Twens« mit dem »Rail-Navigator« zum »Ticket Counter«, und wenn die »destination« erreicht ist: »Park&Rail« und »call a bike!« und wer am »information desk« oder »point« gar nicht mehr durchsieht, ordert sich einfach den Newsletter.

Meine Damen und Herren, bei derartigen Formulierungen kommt einem der Verdacht, daß man Menschen, die die Valuta unserer Sprache derart verderblich verschleudern, besser auch sein Zugfahren und Fortkommen nicht anvertraut, wenn nicht bereits andere Achsenprobleme dies angeraten erscheinen lassen. Und ein Bundesverkehrsminister, der dies zu ändern behauptet, wird sich vermutlich bald als »looser« »outen« müssen.

Vielleicht sollte man diesen Sprachverschleudern den vergeigten Werbespruch des Damenduftriesen »Douglas« »come in and find out« zur Beachtung empfehlen, der seinerzeit hastig aus dem Verkehr gezogen wurde, weil über 90% der Duftdeutschen in mit »komm rein und hau schnell wieder ab« übersetzten.

Ja, finden wir doch endlich hinaus aus diesem babylonischen Sprachunfug, denn mit dem Verlust des Stilgefühls und dem einer natürlichen Sprachwachsamkeit verliert die Sprache eben auch das, was sie zur Bedingung des Humanen, des »Zuhause-seins« macht: Ihre Ursprünglichkeit, ihre Bildhaftigkeit, ihre Unmittelbarkeit, ihre Klarheit, ihre Transparenz, ihre Gespanntheit und Ruhe, ihr Klang und ihre Rhythmik. Die Sprache, Haus und Heimat unseres Seins und unserer Herkunft, bietet kein Dach, kein Obdach mehr.

Womit wir bei der Erinnerung sind, jenem – aus meiner Sicht – Scharnier all dessen, was eine halbwegs funktionsfähige Verfaßtheit einer Gesellschaft ausmacht und bedingt. Einer Erinnerung, der sich alle drei Persönlichkeiten, derer zu gedenken unser heutiges Zusammensein auch dienen soll, – jeder auf seine Weise – lebenslang verpflichtet sahen.

Heute scheint es so, als ob sich die ganze Gesellschaft einer »Aufmerksamkeits- und Erinnerungsdefizitkultur« nähert. Nicht nur Kinder zappeln heutzutage herum und sind ständig aufgeregt, nein, die ganze Gesellschaft scheint einer Dauererregung zu unterliegen, wobei hineindrängende e-mails, das iPad und das iPhone durch stetige Unterbrechung eine ständige Neuorientierung und permanente Unruhe, also ein Aufmerksamkeitsdefizit bewirken, das in toto zu einer dauerhaften »konzentrierten Zerstreuung« mutiert (vgl. Christoph Türcke), der der Erinnerungsverlust auf dem Fuße folgt.

Ja, in der supranationalen Informationsgesellschaft unseres 21. Jahrhunderts scheint der Prozeß des Vergessens eine Dimension erreicht zu haben, die alle bisherigen Stadien zu übertreffen droht. Unstreitig nehmen wir heute allesamt an einer »Illusionsscharade« der Gedächtnis-Entlastung durch die digitalen Kommunikationssysteme teil (vgl. Harald Weinrich).

Hans Magnus Enzensberger hat diese angebliche Entlastung des Gedächtnisses d.h. das Vergessen durch die Digitalisierung, als grandioses System der Selbsttäuschung auf die lakonische Formel gebracht: »gesendet, gesehen, gespeichert: vergessen«.

Andererseits meine Damen und Herren, ist Zukunft ohne Wissen um die Herkunft kaum denk- und sinnvoll gestaltbar. Herkunft aber ist nichts ohne eine Erinnerungskultur, ohne Bildung, die sich als Teilhabe am Gedächtnis versteht. Eine solche Teilhabe am Gedächtnis hat inzwischen einen denkbar schweren Stand. Die Zukunft beginnt sich von der Herkunft zu lösen. Immer mehr Neues verändert die Welt immer schneller. Wir leben in einer Welt der Wandlungsbeschleunigung. Aber wir leben nicht behaglich in dieser Welt. Es wächst das Unbehagen an einer ungehemmten Wandlungsbeschleunigung, die uns die Möglichkeit raubt, als Mensch noch menschengemäß langsam leben zu können, um sich nicht gedächtnislos immer schneller von sich selbst zu entfernen (vgl. Harald Weinrich).

Ja, meine Damen und Herren, bereits vor knapp 200 Jahren – ich zitiere im folgenden Manfred Osten – ahnt dies auch schon unser Weltenbürger Goethe, wenn er schreibt, daß der Zeitstrudel »des Reichtums und der Schnelligkeit«, daß alle »Facilitäten der Kommunikation« zur Selbstentfremdung führen. Denn das Leben wird – wie es Kierkegaard formuliert hat – zwar nach vorwärts gelebt, aber nur rückwärts verstanden. Und es ist der alte Faust, der im Schlußakt der Tragödie als ungehemmt drängender Turbokapitalist und Projektentwickler im Namen des rasanten Fortschritts bereits jedes Verstehen des Lebens nach rückwärts ablehnt. Sein Vergangenheitshaß gipfelt in der Liquidierung der Repräsentanten des alten Gedächtnisses: Philemon, Baucis und der Göttervater Zeus.

Mit dem Verlust des kulturellen Gedächtnisses antizipiert dieser Faust – und ich zitiere noch einmal Manfred Osten – auch die Entwicklung des modernen Bildungsbegriffs: An die Stelle von Bildung als gedächtnisstützender Urteilskraft tritt der durch den Bologna- oder »Bolognese-Prozeß« beschleunigte Erwerb von Zukunftskompetenz ohne Herkunftskennntnisse. Wie soll das aber anders bezeichnet werden, denn als ein Amnesie-Prozeß, der einhergeht mit einer wachsenden Inflation an Coaching- und Beratungsbedarf für die Funktionseliten, als ein Amnesie-Prozeß, der eine »progressive digitale Demenz« erwarten läßt.

So gesehen meine Damen und Herren, steht's nicht gut um die Erinnerung, um das Wissen einer Herkunft. Ein gelebtes Leben mit einem kulturellen Gedächtnis scheint dieser Gesellschaft nicht mehr zwingend erforderlich oder zeitgemäß. Wie sollte sie auch, denn unsere Ich-Gesellschaft könnte am Ende – von Grill- und Stadtteilstellen, zeitgeföhlichen Umzügen und Paraden aller Art, von der ganzen Festivalitis einmal abgesehen – immer weniger gesellig sein. Weshalb bräuchte man denn sonst ein Soviele an »Brot und Spielen«, an ewigen Highlights aus der Abteilung »Beglückung und Bespaßung«. Wenn es so weitergeht, nähert sich die Gesellschaft einem – wie Richard David Precht es formuliert – wehrlosen, ständig empörungs- und erregungsbereiten Ensemble von Massen-Egomanen, das tatenlos zusehen muß, wie irgendwann jede Sozialnorm durch eine Marktnorm kannibalisiert wird und wie jedes eigene Erlebnis in die Hände von Animationsagenten gerät, die es ihnen dann wirklich zum Erlebnis machen. Eine solche Gesellschaft hat kein kulturelles Gedächtnis mehr, sondern nur noch User und naturgemäß auch manche Looser. Der neue Riß geht quer durch unsere Psyche, aber er verläuft schon lange nicht mehr zwischen links und rechts, sondern – füge ich an – zwischen vergessengeprägter und gedächtnisgestützter Kenntnis und Bildung.

Vielleicht beginnt der Single-Mensch des Informationszeitalters – ob »ein Kind erziehend« oder nicht – irgendwann einmal zu erkennen, was er alles verliert, wenn er alles zu gewinnen wünscht.

Grund genug also, damit zu beginnen, eine neue Risikomündigkeit zu entwickeln, ja vielleicht bloß wieder wachzurufen: diese alte europäische Tugend der Erfindung des Neuen aus dem Geiste des Humanismus, damit sich die technisch globalisierte Welt nicht weiter von der Natur des Menschen, von seinen Wurzeln und seiner Herkunft emanzipiert.

Meine Damen und Herren, wenn Kunst, wenn Sprache, wenn Bild, wenn Skulptur immer auch eine Schneise der Möglichkeit gegen die Wirklichkeit ist, wenn Kunst paradoxe Denkwischenfälle schaffen, Herrschaftskritik üben und der Ästhetik neue Sichtweisen und eine andere Wahrnehmung abgewinnen soll, um der Bilderflut und -offensive den logischen Moment des stillen Betrachtens entgegenzusetzen und wenn Kunst die Wunden der Welt offenlegen soll, dann sind die Künstler auch dieses Landes mehr denn je gefordert, die Menschen in Gefühlsimpuls und intellektuellem Schneisenschlag dazu zu bewegen, zu sich selbst zu kommen und der Entfremdung von sich selbst ein wenig Einhalt zu Gebieten.

Eine Kunst, die nichts mehr sagt und nichts mehr wagt, die nur noch Ästhetik um der Ästhetik willen ist, eine Kunst, die keine Empfindung des verstörenden Moments mehr herbeiführen kann, die sich lieber dem glatten, fraglosen »mainstream« unterwirft – auch wenn sie manchmal viel Geld dafür kassiert –, eine solche Kunst trägt nur zum eigenen Bedeutungsverlust mit äußerst begrenzter Haltbarkeit bei.

So gesehen bleibt zu hoffen, daß Werner Stötzers, Bernhard Heisigs und Jorge Semprúns Arbeiten ihre Bedeutung, ihren Wert, ihre Erkenntnisgültigkeit nicht, besser nie verlieren mögen, es sei denn, wir würden das »sich erinnern« einfach vergessen.